

Leseprobe

„...Ich hätte mich erschießen lassen...“ von Dietrich Zarft

1.

Es ist bitter kalt. Ich friere am ganzen Körper. Bestimmt ist es jetzt um die zehn Grad unter Null. Schon seit drei Tagen sind meine Füße komplett nass. Meine angeblich warmen Winterstiefel sind völlig durchfeuchtet. Das kommt davon, wenn man in einen kleinen Bach stolpert und bis an die Knie im Wasser versinkt.

Es war gleich in der ersten Stunde, als ich losgelaufen bin und mich im Wald noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt hatte. Und danach gab es keinen Ort, kein Haus in der Nähe, in dem ich mich ohne Gefahr hätte wieder trocknen und aufwärmen können. Langsam über die Füße und dann über meine Beine kriecht die Kälte in mich hinein. Und das jetzt schon seit Stunden. Doch die Nässe und Kälte sind es nicht, die mich frieren lassen: Es ist die Angst, die von mir Besitz ergreift. Die Angst, heute sterben zu müssen. Die Angst, heute und vielleicht jetzt gleich erschossen zu werden. Hier in diesem Wald. In dieser Schonung mit jungen Kiefern, die rund zweieinhalb Meter hoch sind. Erschossen zu werden von einem Soldaten der Armee der Tschechoslowakei. Der nur seinen Dienst macht, so wie er für ihn vorgeschrieben ist. Der einfach nur seine Befehle ausführt und der die Aufgabe hat, jeden Grenzdurchbruch mit seiner Kalaschnikow zu verhindern. Denn genau das will ich heute noch machen: Ich will die Grenze zwischen der Tschechoslowakei und Österreich überwinden. Ich will aus dem Machtbereich der Kommunisten abhauen und in den freien Westen.

Ich weiß nicht genau, was mich an der aufs schärfste gesicherten Staatsgrenze erwartet: mit Sicherheit sehr hohe Zäune, viel Stacheldraht, sicher auch Elektrozäune, scharfe Hunde und vielleicht Bodenminen. Hoffentlich gibt es dort keine Selbstschussanlagen. Diese Mordapparate gibt es hoffentlich ausnahmslos nur an der deutsch-deutschen Grenze. Wir schreiben das Jahr 1980. Heute ist Dienstag, der 16. Dezember. Ich heiße Christian Kunert und bin 23 Jahre alt. Ich bin bereit, mich an diesem wundervollen Wintertag erschießen zu lassen. Sollte heute meine Kugel kommen, ich bin bereit heute zu sterben. Und das aus einem einzigen Grund: Ich will endlich frei sein. Ich will nicht länger eingesperrt sein im Arbeiter- und Bauernparadies, das sich DDR nennt. Ich will mir nicht länger von der kommunistischen Staatsführung und ihren hunderttausenden Helfershelfern ständig sagen lassen, was ich wann zu tun habe.

Ich bin ein freier Mensch. So bin ich geboren. Nur mir und meinem Gewissen verantwortlich. Und deshalb bin ich bereit, mich für meine Freiheit erschießen zu lassen. Jetzt gleich. Denn gleich werde ich aufstehen und loslaufen. Rennen wie ein Karnickel, auf das die Jäger bei der Jagd schon angelegt haben. Rennen um mein kleines nacktes Leben.

Aber ich werde klug vorgehen, denn ich liebe das Leben, ich liebe mein Leben. Wer in der Erwartung ist, dass er vielleicht gleich sterben wird, aber selbst noch die Macht hat den Zeitpunkt festzulegen, der hat Zeit. Es ist ja bei mir nicht wie bei einer Hinrichtung im Gefängnis, wo pünktlich morgens zu einer festgelegten Zeit die zum Tode verurteilten Gefangenen erschossen oder gehängt werden. Bei denen sind alle Abläufe bis ins Detail geregelt und die Zeiten exakt vorgegeben. So sieht es jedenfalls immer in den Filmen im Fernsehen aus. Doch bei mir ist die Sache anders. Ich bin nicht zum Tode verurteilt, sondern ich habe es selbst in der Hand, ob ich heute noch sterbe. Oder auch gar nicht. Vielleicht schaffe ich es ja, über diese mörderische Grenze rüber zu kommen. Auch wenn ich meine Chance selbst nicht recht hoch einschätze. Aber ich will zumindest diese eine Chance haben, es wenigstens versucht zu haben. Mir im Leben deshalb nie Vorwürfe machen müssen, sondern mir immer sagen können, dass ich mein Schicksal selbst in die Hand genommen habe.

Meine Rechnung ist ganz einfach: Ich gebe mir selbst zehn Prozent, dass ich es schaffen werde. Dass ich heil über den Zaun komme. Zu 80 Prozent rechne ich mit der Möglichkeit, festgenommen und anschließend in Gefängnisse in der DDR gesteckt zu werden. Zwei bis drei Jahre Knast, davor monatelange Verhöre durch die Staatssicherheit. Damit rechne ich im Voraus. Und als möglicherweise völlig gebrochener Mann schließlich da wieder raus zu kommen – die Aussicht darauf lässt mich ganz ruhig werden. Ich denke an die restlichen zehn Prozent – die habe ich einkalkuliert, dass ich keines von beiden schaffe und am Zaun erschossen werde. Sollte das passieren hoffe ich auf die Gnade eines guten Schützen.

Ich bin jetzt schon seit drei Tagen unterwegs und schon mehr als 90 Kilometer zu Fuß gelaufen. Und das alles in einem fremden Land. Ich kann kein Tschechisch. Das Risiko, von irgendeinem Menschen auf tschechisch angesprochen zu werden, der dann sofort die Polizei oder die Armee ruft, ist sehr groß. Schließlich zahlt die kommunistische Führung der CSSR für Menschen wie mich Kopfgeld. Hier gilt die Anweisung an die Bevölkerung: Wer etwas Ungewöhnliches bemerkt,

wer fremde Menschen im Grenzgebiet sieht, der hat sofort Meldung zu machen. Oder er selbst wird bestraft.

Ich denke, ich kann mir jetzt doch noch ein wenig Zeit lassen. Es muss jetzt so um die Mittagszeit sein. Mein Blick zur Uhr sagt 12.24 Uhr. Ich liege auf dem Rücken im Schnee und schaue in den Himmel. Langsam kommt die Sonne zwischen den Wolken hervor und taucht alles in ein helles Licht. Auf einer kleinen Lichtung im Wald südlich von Trebon rund 160 Kilometer entfernt von Prag habe ich mich ausgestreckt. Bis zur eigentlichen Grenze nach Österreich ist es nicht mehr weit. Vielleicht noch rund 20, 30 Kilometer. Wie viel genau weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, was mich erwartet. Genaue Kenntnisse über den Verlauf der Grenze habe ich auch nicht, es gibt keine genauen Karten. Ich weiß nur, dass es keine gerade Grenzlinie gibt, sondern der Verlauf hier an dieser Stelle viele komplizierte Haken schlägt. Ähnlich wie ein davon laufender Hase. Ich schaue in die Wolken, beginne zu träumen und mit einem Mal hat mich die Erinnerung gepackt.....

15.....

Es war schon 20.30 Uhr, als es endlich an meiner Tür klingelte. Ich öffnete und ohne große Worte fiel mir Caroline um den Hals. Sie strahlte, ihre Augen leuchteten, wir küssten uns leidenschaftlich und landeten nach wenigen Augenblicken sofort im Bett. Die Kerzen, der gedeckte Tisch, Caroline nahm das alles nur am Rande auf: Sie sah nur mich und sie wollte jetzt auch nur mich und dass sofort. Und ich wollte auch nur noch sie. Und das sofort und immer wieder...

Lange Zeit später räumte ich das Abendbrot auf ein Tablett und servierte es ihr im Bett. Dazu arrangierte ich die bereit gestellten Kerzen, schenkte den Wein ein und Caroline begann während des Essens zu erzählen. „Meiner Großmutter geht es wieder einigermaßen gut. Es war gut, dass ich sie jetzt gesehen habe.“ Sie berichtete ausführlich von dem Treffen mit ihrer Großmutter und davon, wie viele Stunden sie von Leipzig bis Rostock gebraucht hatte. Auf den Hinweg hatte sie den Zug über Magdeburg und Schwerin genommen, am Sonntagabend zurück dann über Berlin.

Nach dem Essen liebten wir uns erneut und anschließend lag sie schwer atmend in meinen Armen. Nach einer Weile begann sie zu sprechen. „Du mein Liebster, ich muss Dir etwa aus meinem Leben erzählen. Ich hatte bis vor vier Monaten einen Freund. Er heißt Norbert und kommt aus Berlin.“

Unmerklich zuckte ich zusammen.

„Warum erzählst du mir das? Bist du noch mit ihm zusammen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich sagte, ich hatte einen Freund. Doch das Problem ist, er lässt mich nicht in Ruhe, er bedrängt mich ständig und stellt mir nach. Er kann nicht akzeptieren, dass ich mit ihm Schluss gemacht habe.“

Wir schwiegen beide und ich streichelte sie sanft. Dabei spürte ich, dass Caroline mit mir darüber reden wollte. Aber sie wollte nicht beginnen, sondern wartete offenbar auf meine Fragen. Also tat ich ihr den Gefallen.

„Und warum hast du mit ihm Schluss gemacht?“

„Ich habe seine Persönlichkeit nicht mehr ausgehalten. Auf der einen Seite war er liebenswürdig, sehr zuvorkommend, einfach nett. Auf der anderen Seite eiskalt und berechnend. Er war in sich schizophren. Mit so einem Menschen konnte und wollte ich nicht länger zusammen sein.“

„Wie lange ward Ihr zusammen?“

„Eineinhalb Jahre lang. Wir haben zwar immer eine Fernbeziehung geführt zwischen Berlin und Leipzig, aber es war sehr intensiv. Ich habe ihn zu Anfang geliebt, aber er hat alles dafür getan, dass meine Liebe erkaltete. Jetzt empfinde ich nur noch Hass und Ekel für ihn. Er hat sich so sehr verändert, er will nur noch Karriere machen. Karriere um jeden Preis und dafür geht er mittlerweile über Leichen.“

Ich schloss meine Arme fester um Caroline und drückte sie ganz fest an mich. Ich wollte sie küssen, doch sie wehrte ab.

„Ich will es Dir erst erzählen. Ich möchte dass Du alles weißt, weil davon jetzt vielleicht auch Dein Leben beeinflusst wird. Er arbeitet für die Staatssicherheit. Was er dort genau macht, hat er mir nicht erzählt. Ich weiß nur, dass seine ganze Familie dort beschäftigt ist.“

„Und wie und warum habt ihr euch getrennt?“

„Wir haben gemeinsam das letzte Weihnachtsfest und Sylvester verbracht. Um Mitternacht, als das neue Jahr anbrach, da hat er mir einen Heiratsantrag gemacht. Doch ich konnte nicht. Ich wollte nicht mehr. In diesem Moment habe ich ihn aufs Tiefste in meinem Inneren gehasst. Ich wollte nicht so ein Leben führen wie er und nicht länger an seiner Seite sein.“

Insgesamt zehn Tagen waren sie über Weihnachten bis Sylvester zusammen gewesen. Caroline war nach Berlin gefahren und hatte mit Norberts Familie gemeinsam Weihnachten gefeiert. Anschließend waren sie alle in ein Ferienhaus in der Schorfheide gefahren. Caroline weiter: „Am zweiten Tag im Ferienhaus hatten wir den ganzen Tag über tüchtig gezecht. Ich war schon relativ früh betrunken und bin recht früh ins Bett gegangen. Später, nach etlichen Stunden, musste ich jedoch noch mal raus zur Toilette. Alle anderen waren schon im Bett, nur Norbert saß noch allein mit seinem Vater am Tisch. Vor sich hatten sie jede Menge

Schnaps- und Bierflaschen. Kurz bevor ich das Zimmer betreten wollte, hörte ich Norbert zu seinem Vater mit lallender Stimme sagen, er würde um jeden Preis Karriere machen. Und wenn es sein müsse, dann würde er auch sofort für den Sieg des Sozialismus einen Menschen töten. Sofort würde er töten, egal wo und egal wen, wenn der Auftrag an ihn erteilt werden würde.

Ich war vor der Tür stehen geblieben und sah durch den Türspalt, wie sein Vater zusammenzuckte und sagte: „Junge, das würdest du tun?“ Und Norbert antwortete ihm: „Ja, ich würde es sofort tun. Ich habe keine Skrupel. Damit Du es weißt: Ich habe bereits einen Menschen umgebracht und es hat mir großen Spaß gemacht.“

Mir hatte seine Aussage einen gewaltigen Schrecken eingejagt, Norberts Vater wurde weiß wie die Wand. Aber Norbert fuhr unbeirrt in seiner Erzählung fort: Er habe wissen wollen, was das für ein Gefühl sei, wenn man einen anderen Menschen umbringt und der dann ganz langsam stirbt und einen dabei anschaut. Er wisse es jetzt, es sei ein ganz besonderer Kick. Nachdem sein Opfer ganz langsam gestorben sei, habe er alles wie einen Verkehrsunfall mit tödlichem Ausgang aussehen lassen. Er habe den Mann in sein Auto gesetzt, dann alles mit Benzin übergossen und angezündet, damit es keine Spuren gab.

Caroline hatte in meinen Armen bei ihrem Bericht angefangen zu zittern. Aber sie erzählte mutig weiter: „Ich habe mir nichts anmerken lassen und bin ganz leise unbemerkt wieder zurück ins Bett gekrochen. Später, als er dann zu mir ins Bett kam, bin ich aufgestanden und zur Toilette gegangen. Norbert war total besoffen. Ich habe dann die ganze Nacht kein Auge mehr zubekommen. Am nächsten Morgen war er zwar sehr verkatert, aber wieder liebenswürdig und nett, seine Aufmerksamkeit kannte keine Grenzen. Ich begann an seinen Worten zu zweifeln. Vielleicht hatte er auch nur seinem Vater einen Bären aufbinden wollen. Doch die Geschichte ließ mich nicht mehr los, ich zog mich von Norbert zurück und schlief auch nicht mehr mit ihm. Ich konnte es nicht mehr, in mir war in dieser Nacht etwas zerbrochen.....“

35.....

„Aufmachen! Polizei!“ Ich brauchte eine ganze Weile, um zu mir zu kommen. Wo war ich? Träumte ich? Was war los? Warum das Geschrei? Plötzlich schoss es mir ein: Ich lag in meinem Bett in Leipzig in der Josephinenstraße 32 und an meine Wohnungstür wurde getrommelt und die Klingel schrillte. Überall war es dunkel, ich machte Licht und schaute zur Uhr: Es war sechs Uhr. Offenbar morgens. Mir war, als wäre ich gerade erst ins Bett gegangen. Ich sprang aus dem

Bett und zog mir meine Jeans über. Dann ging ich die Tür öffnen. Draußen standen zwei Polizisten in Uniform und ein Mann in Zivil. „Wer sind Sie?“, wurde ich angebrüllt.

Ich sagte erst einmal nichts und schaute nur schlaftrunken. Dann wollte ich die Tür wieder zumachen, doch da wurde ein Fuß dazwischen gestellt und wieder wurde ich angebrüllt. Jetzt reichte es mir und ich brüllte zurück: „Ich bin Christian Kunert. Steht doch an meiner Tür.“

„Werden Sie nicht frech, sondern antworten Sie wahrheitsgemäß. Wir suchen den Bürger Bernd Schmiersand. Er hat angegeben, hier zu wohnen. Wo ist er?“

Der Mann in Zivil drängte sich an mir vorbei.

„Er ist nicht hier“, antwortete ich. „Er ist im Gefängnis.“

Abrupt blieb der Mann stehen.

„Er ist nicht mehr in der Obhut unserer staatlichen Organe, sondern er ist vor zwei Wochen aus der Haft entlassen worden. Er hat die gegen ihn verhängten Meldeauflagen verletzt. Er hätte sich gestern Vormittag bei uns melden müssen, das hat er nicht getan. Deshalb sind wir jetzt auf der Suche nach ihm.“

„Ich habe ihn nicht gesehen“, antwortete ich.

„Bürger, lügen Sie uns nicht an, sagen Sie die Wahrheit. Dazu sind Sie verpflichtet, sonst werden Sie selbst in Gewahrsam genommen“ entgegnete der Zivilist scharf.

„Meine Herren“, antwortete ich und gähnte erst einmal respektlos: „Ich bin heute Nacht erst wieder hierher gekommen. Ich war Weihnachten nicht hier. Ich kann Ihnen also nicht weiterhelfen.“

„Haben Sie keine Nachricht von Herrn Schmiersand?“

„Nein, habe ich nicht“, log ich.

Wer weiß, was inzwischen passiert war und ich wollte mir und Bernd Schmiersand nicht zusätzliche Schwierigkeiten machen.

„Wir prüfen Ihre Aussagen“, antwortete der Mann in Zivil und begann die einzelnen Räume der Wohnung zu durchsuchen. Doch was will man schon in eineinhalb Zimmern und einer kleinen Küche finden? Da gab es keinen Platz, wo man sich verstecken konnte. Der Mann kniete sich vor mein Bett und sah darunter nach. Dann öffnete er den Kleiderschrank und fasste hinein, ob sich dort jemand versteckt hatte. Innerhalb weniger Augenblicke, war die Wohnung durchsucht. Die beiden Polizisten waren vor der Tür geblieben.

„Informieren Sie mich, sobald Sie Kontakt mit ihm haben,“ sagte der Mann zerknirscht, weil er nichts entdeckt hatte.

„Wer sind Sie?“ fragte ich.

„Das geht Sie nichts an“ antwortete er.

„Wie soll ich Sie dann informieren, wenn ich nicht weiß, wer Sie sind?“

„Melden Sie sich beim Volkspolizeikreisamt am Peterssteinweg neben dem Wilhelm-Leuschner-Platz beim Pförtner und sagen Sie, Sie

kommen in der Sache Schmiersand. Dann wird man Sie zu mir schicken.“

„Sie sitzen also dort im zweiten Stock und sind von der Stasi“, sagte ich und grinste ihn an.

Um seine Mundwinkel ging ein Zucken. Am liebsten, so vermutete ich, hätte er mir eins auf die Fresse gehauen. Tat er aber nicht, sondern brüllte mit einem Mal los: „Bürger, ich bin von der Polizei. Haben Sie verstanden?“ Ich nickte. Ich hatte verstanden. Er würde ernst machen. Die drei Männer drehten sich um und gingen wieder die Treppe hinunter und ich konnte hören, wie alle meine Nachbarn wieder ihre Wohnungstüren zumachten. Die Männer hatten so einen Krach gemacht, dass jetzt alle im gesamten Haus wach waren.

Ich konnte auch nicht mehr an Schlafen denken und beschloss aufzustehen. Ich kochte mir einen Kaffee, machte mir Frühstück, anschließend wusch ich mich in meinem kleinen Waschbecken und zog mich an. Inzwischen war es sieben Uhr geworden. Ich zog den Brief von Bernd Schmiersand aus meiner Hosentasche und las ihn noch einmal. Darin stand, wo er zu finden war. Ich musste jetzt aufpassen, denn es konnte sein, dass ich überwacht wurde. Ein Blick aus dem Fenster auf die Straße sagte mir, dass meine Besucher es offensichtlich darauf angelegt hatten, mich zu erschrecken und durch mich Bernd Schmiersand zu finden. Ich konnte sehen, dass ein Überwachungsteam angerollt war. Es gab nicht sehr viele Autos in meiner Straße, so dass es auffiel, wenn ein fremdes Auto dort parkte. Etwa 100 Meter von meiner Haustür entfernt parkte ein grauer Lada. Also musste ich versuchen, unbemerkt das Haus zu verlassen. Das war nicht besonders schwierig: Unser Haus hatten zwar keinen zweiten Eingang, doch die Mauer im Hof war nicht sonderlich hoch. Über diese konnte man hinübersteigen und kam so in den Hof des Nachbarhauses. Dieses Nachbarhaus war ein Eckhaus und hatte einen zweiten Ausgang zu einer anderen Straße. Diesen nutzte ich jetzt, um mich unbemerkt zu entfernen. Vorsorglich hatte ich überall in meiner Wohnung Licht brennen lassen, das von unten von der Straße aus gut zu sehen war. Davon hatte ich mich früher schon einmal selbst überzeugen können. Ich lief erst einmal zehn Minuten zu Fuß Richtung Ostplatz, um mich zu vergewissern, dass ich nicht verfolgt wurde. Anschließend stieg ich in die Straßenbahn und fuhr mit umsteigen am Hauptbahnhof in den Stadtteil Connewitz, denn dort war Bernd offenbar untergekommen. Ich musste damit rechnen, dass auch dieses Haus überwacht werden würde.....

40.....

Spät am Abend kamen wir in Rostock an. Der Zug hatte mehr als eine Stunde Verspätung, so dass auch schon der letzte Stadtbus weg war.

Zum Glück konnten wir uns ein Taxi ergattern und fuhren zu Maria. Ursprünglich hatte sie uns abholen wollen, doch wir hatten darauf bestanden, dass sie Zuhause blieb. Wir wollten nicht, dass sie so lange in der Kälte ausharrte, weil wir von vorn herein davon ausgehen mussten, dass der Zug Verspätung haben würde. Maria war noch auf. Sie hatte vor dem Fernseher gesessen und war kurz eingenickt. Im ganzen Haus duftete es nach frisch gebackenen Kuchen.

„Ihr habt sicherlich Hunger“, sagte sie. „Soll ich Euch ein paar Spiegeleier machen?“ Dankbar nahmen wir ihr Angebot an. Als wir mit dem Essen fertig waren, wollten wir den Tisch abräumen und abwaschen, doch Maria hinderte uns daran.

„Ibt sitzen, ich muss Euch etwas sagen“, eröffnete sie das Gespräch.

„Carolines Mutter Susanne wird morgen nicht kommen.“

„Warum nicht?“ fragte Caroline stockend.

„Sie hat keine Einreise erhalten.“

„Und warum nicht? Konnte Rudi nichts machen?“ fragte Caroline weiter.

„Es ist wegen Rudi.“

„Wieso? Was ist passiert?“

„Rudi ist nicht mehr Parteichef. Er ist abgesetzt worden. Vor zwei Tagen. Heute war er bei mir und hat es mir erzählt. Offenbar kam der Befehl von ganz oben.“

„Was macht er jetzt?“

„Sie haben ihn mit sofortiger Wirkung von seiner Dienststelle entfernt. Er hofft, jetzt irgendwo anders eine Anstellung zu finden. Er muss auch aus der Dienstvilla am Strandweg in Warnemünde ausziehen und hat sämtliche Privilegien verloren. Also auch keinen Fahrer mehr, nichts.“

„Und was ist mit Tamara, seiner Frau? Und mit meiner Schwester?“

„Tamara hat ihn verlassen. Schon vor drei Wochen. Sie ist nach Moskau zurückgekehrt zu ihrem Vater. Offenbar hat sie ihm alles erzählt und der hat dann die entsprechenden Schritte für Rudis Absetzung eingeleitet. Auch die Einreise für Deine Mutter ist sofort gestoppt worden, sie wurde unerwartet zurückgezogen. Susanne hat mich heute Abend angerufen, dass sie die Ablehnung erhalten hat.“

„Das kann doch nicht sein“, stammelte Caroline. „Warum darf sie jetzt nicht zu mir kommen? Gerade jetzt, wo ich sie brauche, da lässt man sie nicht.“

„Offensichtlich haben sie alles gestoppt, worin Rudi seine Finger hatte“, sagte Maria.

„Rudi machte einen sehr verzweifelten Eindruck. Erst der Auszug von Tamara, dann jetzt die Absetzung. Alle seine vermeintlichen Freunde haben sich von ihm abgewandt.“

„Und was ist mit meiner Schwester?“

„Nicole hält noch zu ihm, aber sie ist auch hin- und her gerissen: Auf der einen Seite ihre Mutter, die sie voll verstehen kann, auf der anderen Seite Euer Vater.“

„Warum hast Du uns nicht informiert, Oma?“, fragte Caroline.

„Dann wärt Ihr beide vielleicht nicht gekommen“, antwortete Maria. „Und ich hatte auch Sehnsucht nach Dir.“ Beide umarmten sich erneut und hielten einander fest. Wir waren hundemüde und gingen ins Bett. Am nächsten Tag würden wir weiter sehen.

Caroline und ich lagen noch im Bett, als es an der Eingangstür heftig klopfte und die Klingel mehrfach gedrückt wurde. Ich schaute zur Uhr, es war etwa 8.30 Uhr. Und das am Sonnabend morgen.

„Aufmachen! Öffnen Sie bitte sofort die Tür“, wurde plötzlich draußen gebrüllt. Das Fenster von Carolines Zimmer war direkt über der Eingangstür. Caroline schrak zusammen. Wer mochte das sein? Wir hörten, dass Maria die Tür öffnete. Im Flur war Stimmengewirr zu hören. Nach einer Weile klopfte es an der Tür und Maria betrat Carolines Zimmer. „Würdet Ihr Euch bitte anziehen und runterkommen?“

„Worum geht's“, fragte ich.

„Zieht Euch bitte an. Ich sag's Euch unten.“

Unten saßen zwei Herren in Zivil und stellten sich mit „Kriminalpolizei“ vor. „Wir ermitteln in einem Todesfall und brauchend dazu Ihre Aussagen“, begann der Ältere von den beiden.

„Ein Todesfall?“ Caroline zuckte zusammen.

„Wir ermitteln im Fall Rudi Barlowski.“

„Wir? Was ist?“, entfuhr es Caroline und schrie: „Ist Rudi tot?“

„Nach unseren Erkenntnissen hat er sich vermutlich heute Morgen erschossen.“

„Wie? Erschossen?“, stammelte Caroline und schluchzte auf.

„Er ist vor zwei Stunden in seiner Wohnung tot aufgefunden worden. Offenbar hat er vorher noch Abschiedsbriefe geschrieben, einer davon ist an Sie adressiert und deshalb sind wir hier.“

Caroline war kurz davor, die Fassung zu verlieren. Das konnte ich nicht geschehen lassen.

„Haben Sie überhaupt eine Ahnung, in welchem Verwandtschaftsverhältnis Rudi Barlowski zu Caroline stand?“, fragte ich.

„ger, wir führen hier die Ermittlungen und Sie haben den Mund zu halten. Die Fragen stellen immer noch wir.“

„Rudi Barlowski war Ihr Vater“, entfuhr es mir. „Etwas mehr Sensibilität würde Ihnen gut tun. Aber so etwas bekommen Sie wahrscheinlich nicht in Ihrer Ausbildung vermittelt“, herrschte ich den Mann an. Der wollte scharf antworten, aber der ältere Mann legte ihm zur Besänftigung eine Hand auf die Schulter. „Lass das“, sagte er kurz.

Und wie zur Erklärung sagte er: „Es waren noch weitere Briefe geschrieben: Einer an seine Ehefrau Tamara, ein weiterer an seine Tochter Nicole und noch einer an eine gewisse Susanne. Er hatte jeden Brief einzeln in eine Plastikfolie eingepackt, damit sie von seinem Blut nicht beschmutzt werden. Und Sie sind die Einzige, die wir jetzt auf die Schnelle erreichen können. Kommen Sie bitte mit, Sie müssen ihn identifizieren.“

„Oh, nein“, sagte Caroline. „Ich kann das nicht.“

Zwei Stunden später standen Maria, Caroline und ich vor der Gerichtsmedizin der Universitätsklinik in Rostock. Für Maria und mich war es selbstverständlich, Caroline bei der Identifizierung ihres Vaters zu begleiten. Inzwischen war auch Carolines Schwester Nicole informiert worden. Sie war schon vor Wochen aus der Villa zu einer Freundin gezogen, noch bevor ihre Mutter wieder nach Moskau zurückgegangen war. An diesem Morgen wollte Nicole noch ihre restlichen Sachen aus dem Haus holen und traf dort auf die Polizei. Jetzt war sie auch auf dem Weg zur Gerichtsmedizin.

Rudi Barlowski hatte nur einen Tag Zeit bekommen, um seine Sachen zu packen. Für diesen Morgen war ein Transportunternehmen zur Villa bestellt worden, um seine Sachen abzuholen. Um 7 Uhr waren die Männer gekommen, die Türen standen bereits offen. Als sie in den Vorgarten traten, hörten sie einen Schuss. Offenbar hatte Rudi sie kommen hören. Die Männer liefen vorsichtig ins Haus und fanden Rudi in seinem Blut in seinem Arbeitszimmer. Sofort alarmierten sie die Polizei und den Rettungsdienst. Wie alle hohen Führungskader der SED verfügte Rudi über eine eigene Dienstpistole. Diese hatte er jedoch vor zwei Tagen abgeben müssen. Doch Rudi war auch Jäger, mit dem Umgang von Waffen vertraut, und hatte sich schon vor vielen Jahren eine Pistole, eine sowjetische Makarow, besorgt. Mit dieser hatte er sein Leben beendet. Für ihn war es eine Schmach, von seinem Posten abgesetzt zu werden. Ohne seine Machtfülle wollte Rudi nicht mehr weiterleben. Ihm waren offenbar nicht nur seine privaten Verhältnisse zum Verhängnis geworden, er hatte sich auch mächtige Feinde gemacht, die jetzt an die Macht strebten und ihn durch seine Absetzung ausgeschaltet hatten.....